

Mit dem Lob aufs Imperium hat dieses Buch begonnen, und mit dem Lob aufs Imperium soll es enden. Mit der Lobrede auf Rom, die der griechische Rhetor Aelius Aristides im römischen Athenaeum gehalten hat – in jenem Jahrhundert, das dem Engländer Edward Gibbon noch mehr als anderthalb Jahrtausende später als das glücklichste in der Geschichte des Menschengeschlechts erschien.

Aber wie das? Wie lässt sich im aufgeklärten Europa des frühen 21. Jahrhunderts ein Reich rühmen, das die Sklaverei kannte und Gegensätze zwischen Arm und Reich, die selbst die eifrigsten Kritiker des sogenannten Neoliberalismus in der Gegenwart nicht entdecken können? Wie kann man das 2. Jahrhundert noch feiern in dem Wissen um alles, was danach geschehen ist – die Bürgerkriege des 3. Jahrhunderts und den »Clash of Civilizations« der Völkerwanderungszeit?

Die beiden Imperien, Rom und der Westen, verkörpern gewiss nicht die beste aller denkbaren Welten. Aber sie haben in ihrer jeweiligen Zeit eine Friedens- und Wohlstandszone geschaffen, die einem denkbar großen Teil der Bevölkerung einen höheren Lebensstandard gesichert hat als in allen anderen Epochen der Geschichte. Die meisten der Gefährdungen, denen sich eine solche imperiale Ordnung mit der Zeit ausgesetzt sieht, sind eine Folge eben dieses Erfolges – von der Destabilisierung der Peripherie durch das überlegene Wirtschafts- und Währungssystem bis hin zu den globalen Migrationsströmen, von der Schwierigkeit, in einer mobilen und hoch komplexen Gesellschaft die innere und äußere Sicherheit zu gewährleisten, bis zu Ressourcenverbrauch und Umweltverschmutzung.

Es gehört zu den positiven Seiten solcher imperialen Ordnungen, dass die Lobredner nach Art eines Aelius Aristides bei weitem in der Minderzahl sind. In der antiken wie in der modernen Publizistik überwiegen die Stimmen, die vor allem die negativen Seiten des Imperiums herausstellen. Die Außenpolitik des imperialen Zentrums gilt als brutal und unmenschlich, der Globalisierungsprozess zerstört nach dieser Lesart die lebenswerte Vielfalt der alten Kulturen, die entfesselte Geldwirtschaft führt zu immer krasserer Unterschieden zwischen Arm und Reich. Die Konsumgesellschaft und das Unterhaltungsangebot werden gerne als »dekadent« kritisiert, eine angebliche »Verflachung« des intellektuellen Niveaus angeprangert.

Das Kleine und Hergebrachte gilt von vornherein als gut, das Rohe und Unzivilisierte als begrüßenswert. »Small is beautiful«, lautet die moderne Formel für eine Denkweise, die schon in der Antike ihre Anhänger hatte. Diese Fähigkeit zur

ständigen Selbstkritik ehrt das Imperium nicht nur, es ist zugleich die Voraussetzung seines Überlebens. Sie darf beim Vergleich mit anderen Epochen und Ordnungsmustern allerdings nicht in die Irre führen. Auch ein Tacitus hätte nicht ernsthaft in Germaniens Wäldern hausen wollen, genauso wenig, wie die große Mehrzahl der Globalisierungskritiker heute auf die Markenprodukte der angeblich so verwerflichen Weltkonzerne verzichten mag.

Das ist kein Plädoyer gegen Kritik, die antike Sklaverei lässt sich ebenso kritisieren wie der bedenkenlose Umgang des modernen Westens mit den endlichen Ressourcen des Planeten. Aber alle historische Erfahrung spricht für die Annahme, dass sich derlei Probleme innerhalb des Imperiums besser bewältigen lassen als durch dessen Abschaffung. Den Hörigen des Mittelalters ging es im Durchschnitt nicht besser als den Sklaven im einstigen Imperium Romanum. Die Verknappung und Verteuerung von Ressourcen innerhalb des imperialen Wirtschaftsraums schafft einen besseren Anreiz fürs Energiesparen als eine dirigistische Umverteilung, geschweige denn Ressourcenkriege wie in den blutigen Zeiten des alteuropäischen Multilateralismus.

Der Untergang eines Imperiums macht am Ende alle zu Verlierern. Nicht nur die Römer büßten ein, was sie so beharrlich verteidigen wollten. Auch die Germanen hatten zerstört, worauf sie es eigentlich abgesehen hatten. Auf beiden Seiten kamen allerdings die oberen Gesellschaftsschichten am glimpflichsten davon. Die Kritik an Imperium und Globalisierung trägt oft elitäre Züge, ob sich nun Intellektuelle gegen eine angeblich »verflachte« Massenkultur zur Wehr setzen – oder die Bevölkerung innerhalb des imperialen Kernraums gegen die Bewohner der Peripherie, die mit ihrer Arbeitskraft auf den Markt drängen und einen Anteil am Wohlstand einfordern.

Der Zusammenbruch eines Imperiums ist immer eine Katastrophe, selbst bei kurzlebigen oder ausbeuterischen Gebilden wie den europäischen Kolonialreichen oder dem Sowjetimperium. Der afrikanische Kontinent leidet heute vermutlich mehr unter dem überstürzten Abzug der einstigen Kolonialmächte als an den Folgen des Imperialismus selbst. Ebenso hat der plötzliche Zusammenbruch des Kommunismus in Teilen Ost- und Mitteleuropas eine Verwahrlosung hinterlassen, deren ganzes Ausmaß erst allmählich sichtbar wird. Der Blick auf leerstehende Plattenbauten in Ostdeutschland, auf »No-Go-Areas« und rechte Schlägertrupps erinnert fatal an die Erzählungen vom Niedergang des spätantiken Passau in der Vita des heiligen Severin.

Manche Debatte der Gegenwart verlief deutlich weniger hysterisch, wäre die historische Kenntnis der Akteure besser ausgeprägt. Geburtenrückgang, Integrationsprobleme, Terrorgefahr: Oft hört man, solche Probleme seien völlig neu, nie dagewesen, absolut beispiellos. Der Blick auf die Antike zeigt, dass das Unsinn ist. Gewiss stellen sich Probleme in ihrer spezifischen Gemengelage immer neu. Die Grundstruktur der imperialen Ordnung und die Probleme, die sich daraus ergeben, sind jedoch im alten Rom und im modernen Westen sehr ähnlich.

Nicht zufällig erlebt die Beschäftigung mit der Antike gegenwärtig eine Renaissance. Die Schulfächer Latein und Griechisch, lange Zeit totgesagt, sind seit kurzem wieder gefragt. Dieses neu erwachte Interesse hängt nicht nur mit dem durchaus schon in Rom verbreiteten Bedürfnis nach sozialer Distinktion zusammen, sondern auch mit dem Schwinden des Fortschrittsglaubens. Während der vergangenen zwei Jahrhunderte, seit dem Zeitalter von Aufklärung und Industrieller Revolution, war im westlichen Kulturkreis die Annahme verbreitet, die Menschheit schreite in einem fortwährenden Modernisierungsprozess zu immer höheren Entwicklungsstufen fort. Kriege, Krisen und selbst Ereignisse wie der Holocaust galten allenfalls als Rückschläge, bisweilen als negative Begleiterscheinungen dieses Prozesses. Auch war im Einzelnen stets umstritten, was denn nun als »modern« zu gelten habe. Dass der immerwährende Fortschritt an sich möglich und wünschenswert sei, diese Überzeugung einte jedoch alle politischen und gesellschaftlichen Lager – von der Gewerkschaft bis zum Unternehmerverband, von der CSU bis zu den Grünen.

Den Römern war eine solche Vorstellung fremd. Für sie hatte sich die Bestimmung des Menschengeschlechts in ihrem eigenen Imperium verwirklicht, der Ziel- und Endpunkt der Geschichte war erreicht. Der amerikanische Politologe Francis Fukuyama ist für sein Diktum vom »Ende der Geschichte« oft belächelt worden. Die Kritiker hatten insofern Recht, als der historische Prozess selbstredend immer weitergeht. Womöglich ist aber die Geschichte als Fortschrittsgeschichte, wie wir sie 200 Jahre lang verstanden haben, seit dem Fall des Eisernen Vorhangs wirklich an ihr Ende gekommen. Technologische Innovationen sind zwar immer noch möglich, auch erleben Teile des Barbaricums wie China und andere Schwellenländer derzeit einen beispiellosen Entwicklungsprozess. Für die Bevölkerung innerhalb des Imperiums selbst scheinen die Möglichkeiten des Fortschritts aber tatsächlich erschöpft.

Ähnlich wie in der Spätantike sind die Debatten der Gegenwart deshalb oft von einem äußerst defensiven Grundton geprägt. Vom Sozial-»Abbau« bis zum Bevölkerungs-»Schwund« ist schon die Wortwahl von der Metaphorik des Niedergangs durchzogen. Symptomatisch für die verbreitete Weltanschauung ist der Leserbrief einer taz-Abonnentin zu der seit Jahren laufenden Reformdebatte. Dass die Lebensumstände für Arbeitnehmer wie sozial Bedürftige immer schlechter würden, so die Leserin, sei ja wohl unvermeidbar; niemand dürfe indes von ihr verlangen, dass sie das auch noch wollen solle.

Der Blick auf die Spätantike zeigt, dass es für eine derart düstere Weltsicht keinerlei Anlass gibt. Auf der ideologischen Ebene gilt es, von einem Fortschrittsglauben Abschied zu nehmen, der seine Erfüllung immer nur in radikal neuen Lösungen und einem grenzenlosen Anstieg des Wohlstandsniveaus selbst in den saturierten Kernzonen des Imperiums sieht. Auf der materiellen Ebene zeigt die Betrachtung der Spätantike, dass ein unaufhaltsamer Verfallsprozess gar nicht stattgefunden hat. Auch nach dem Auftreten der vermeintlichen Krisensymptome hatte das römische Imperium noch Jahrhunderte Bestand, und bis ins 5. Jahrhundert hinein folgten auf Phasen des Niedergangs stets aufs Neue Perioden des Aufschwungs oder zumindest der Stabilisierung.

Gern kritisieren moderne Kulturpessimisten unter Berufung auf ihre antiken Gesinnungsgenossen die vermeintliche »Dekadenz« Roms oder des Westens. In grandioser Einseitigkeit interpretieren sie die Erfolgsgeschichte des Imperiums in einen Verfallsprozess um. Der wirtschaftliche Wohlstand gilt ihnen als hassenswerter Materialismus, die innere Liberalität als Verfall der Sitten, die städtische Zivilisation als Verrat an der Natur. Der imperialen Ordnung stellen sie die illusionäre Vorstellung einer heilen Welt gegenüber, die es weder in der republikanischen Frühzeit Roms noch in der alteuropäischen Welt der Nationalstaaten jemals gegeben hat. Nirgends war dieser antiimperiale Reflex einst so ausgeprägt wie in Deutschland. Heute greift die Verständnislosigkeit gegenüber den Mechanismen eines liberalen Imperiums fatalerweise besonders in den religiös geprägten Milieus der Vereinigten Staaten um sich, mitten im politischen Zentrum des Westens.

Selbst noch der Untergang des Imperiums, so dramatisch er sich auf die Lebensbedingungen der Menschen in den folgenden Jahrhunderten auswirkte, barg bereits den Keim des Neuen in sich. Die Kodifizierung des Rechts unter dem oströmischen Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert, die Entwicklung der christlichen

Kirche oder auch nur der Wechsel von der Schriftrolle zum Buch in seiner heutigen Form: Was vom Altertum nachwirkte, hatte vielfach seine Ursprünge in der Zeit der angeblichen spätantiken »Dekadenz«. Darüber hinaus mag uns vieles, was lange als Verfallserscheinung wahrgenommen wurde, als Zeichen einer spezifischen Modernität erscheinen. Das gilt etwa für die spätantike Kunst, deren stilisierte Formen man als naiv und ungehobelt, aber auch als abstrakt und modern empfinden kann.

Seit den Markomannenkriegen Mark Aurels am Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts hat das, was wir heute die Zuwanderungs- und Integrationsfrage nennen, die römische Politik beschäftigt. Ende des vierten, Anfang des 5. Jahrhunderts spitzte sich die Problemlage dann anlässlich der gotischen Einwanderung in den Osten dramatisch zu. Dabei begann gerade diese Episode äußerst vielversprechend. An der Integrationsbereitschaft beider Seiten lässt sich zunächst kaum zweifeln. Die oströmische Politik hatte ein Interesse an neuen Arbeitskräften vor allem für den Sektor der militärischen Dienstleistungen. Die Goten wollten das Reich nicht zerstören, sondern an seinem Wohlstand partizipieren.

Gerade die besonders hochgesteckten Erwartungen führten schnell zum gegenseitigen Vorwurf mangelnden Integrationswillens – und zu gewaltsamen Unruhen mit dem Zusammenstoß von Adrianopel 376 als Höhepunkt. Für die angestammte Bevölkerung in den betroffenen Gebieten stellte die große Zahl an neuen Zuwanderern tatsächlich eine besondere Belastung dar. Darüber sah die römische Politik in ähnlich großzügiger Weise hinweg, wie es die westeuropäischen Regierungen jahrzehntelang mit Blick auf die Integrationsprobleme der Gegenwart taten und dafür mit Wahlerfolgen populistischer Parteien bestraft wurden.

Selbst in dieser Spätphase gelang es der römischen Politik immer wieder, Krisen erfolgreich zu bewältigen. Wenige Jahre nach Adrianopel schloss Kaiser Theodosius mit den Goten einen Vertrag, der die Ansiedlung der Barbaren innerhalb der Reichsgrenzen regelte. Für die Osthälfte des Imperiums war die Zuwanderungsfrage damit auf Jahrhunderte gelöst. Von einem endgültigen »Scheitern« der römischen Zuwanderungs- und Integrationspolitik konnte zu keinem Zeitpunkt die Rede sein. Offen war letztlich nur die Frage, wann und zu welchen Bedingungen sich dieser Eingliederungsprozess vollzog. Am Ende gelang die Integration von Römern und Barbaren dann doch, aber erst nach einer langen Reihe von Krisen und Konflikten, die den globalisierten Wohlstandsraum der Antike zerstört

hatten.

Wie man solche Konflikte eindämmen kann, dafür liefert die Antike kein Patentrezept. Grundlegend scheint zu sein, dass das Imperium seine Offenheit für Menschen aus allen Kulturkreisen demonstriert, ihnen grundsätzlich gleiche Lebenschancen einräumt, schon um den eigenen globalen Anspruch zu wahren. Außerdem darf das Imperium jene Grundsätze nicht verletzen, die diese Offenheit erst ermöglichen. Das gilt besonders in religiösen Fragen. Dass sich mit Konstantin die politische Führungsfigur des Imperiums öffentlich zu einer Religion bekannte, die mit den Kulturen des Altertums nicht kompatibel war, hat die Integrationsfähigkeit des Imperium Romanum gewiss nicht gefördert. Schließlich muss das Imperium, will es seine Legitimation nicht aufs Spiel setzen, trotz aller Veränderungen die innere und äußere Sicherheit garantieren und seinen Bürgern gegenüber zumindest den Anschein wahren, als halte es den Anspruch auf Kontrolle aufrecht.

Als positive Schlüsselfiguren in diesem Prozess erscheinen ausgerechnet drei Menschentypen, die im Allgemeinen eine besonders schlechte Presse haben: Barbaren, Heiden, Bürokraten. Barbaren, weil die Zukunft des Imperiums in der Zuwanderung liegt, weil sich jede imperiale Ordnung erst durch ihre globale Offenheit legitimiert. Heiden, weil sich das Imperium um dieser Offenheit willen und um den Preis seines Überlebens von jeder monotheistischen Verengung fern halten muss, unbeschadet des rein privaten Bekenntnisses seiner Exponenten. Bürokraten, weil die anonyme Maschinerie des Imperiums immer noch besser als jede andere Institution in der Lage ist, die Probleme einer komplexen Gesellschaft zu managen.

Gerade diese technokratischen Mechanismen der Krisenbewältigung haben in der Öffentlichkeit einen besonders schlechten Ruf. Jedem Politiker, der nach »Bürokratieabbau« ruft, ist der Applaus sicher, und »Technokraten« gelten allgemein als kalt und herzlos. Gerade diese Gefühllosigkeit eines imperialen Apparats ist es aber, der am Ende seine Menschenfreundlichkeit ausmacht. Nur weil sich die römischen Beamten beim Bau von Straßen oder Wasserleitungen eben gerade nicht von lokale Besonderheiten oder Empfindlichkeiten beeindruckt ließen, kam die Bevölkerung des Römerreichs überall in den Genuss einer entwickelten Infrastruktur. Weil das römische Münzsystem nicht oder allenfalls bedingt auf regionale Verhältnisse Rücksicht nahm, konnte – wie heute beim Euro – die Schaffung eines großflächigen Wirtschaftsraums zum Nutzen fast aller Beteiligten glücken. Vom Wiederaufbau nach Katastrophen wie Stadtbränden oder Erdbeben einmal ganz

abgesehen, der ohnehin nur funktionieren kann, wenn sich die Nothelfer ihren technokratischen Verstand nicht vom Anblick des Elends hinwegspülen lassen.

Für die Zukunft des westlichen Imperiums wird es entscheidend sein, ob Europa oder Amerika ihre Zukunft einst Politikern vom Schlage des Barbaren Stilicho anvertrauen, ohne sie sogleich wieder unter Generalverdacht zu stellen und ihrer Herkunft wegen abzusetzen – oder am Ende gar zu erschlagen. Dass sie auf die Stimmen von liberalen Verteidigern des Laizismus und der vielen Götter wie den römischen Senator Symmachus hören, ohne solche Positionen unter altem und neuem Fundamentalismus zu begraben. Dass sie zu schätzen wissen, was sie der anonymen Maschinerie des Imperiums zu verdanken haben, ohne sich in einer kurzsichtigen Euroskepsis zu verlieren. Dass sie schließlich die unvermeidlichen Friktionen, die sich aus dem Spannungsverhältnis zwischen Imperium und Barbaricum ergeben, mit heroischer Gelassenheit ertragen.

Es ist faszinierend zu beobachten, wie die Hauptstadt des alten Imperiums in den letzten Jahren wieder zu einer wahrhaft imperialen Metropole geworden ist. Rom liegt nicht länger im Schatten der globalen Wanderungsbewegungen. In der Gegend um den Hauptbahnhof, bei den antiken Diokletiansthermen, wird heute vorzugsweise russisch gesprochen. Wenn die Postämter Anträge auf eine legale Aufenthaltserlaubnis entgegennehmen, bilden sich vor den Türen schon nachts lange Schlangen. In den Zeitungen wird mit Leidenschaft die Frage diskutiert, ob Italiens Schulen nun islamischen Religionsunterricht anbieten sollen oder nicht. Von Diokletian zu den Einwanderern unserer Tage: Das ist vielleicht kein schlechtes Bild für die Parallelen zwischen der Spätantike und der Gegenwart, zwei Epochen des beschleunigten Wandels, reich an Krisen wie an Chancen. Denn, um noch einmal Aelius Aristides zu zitieren: »Eine andere Art zu leben gibt es nicht.«